



**Fuuck
You!**

Verletzende Sprache

Über Kraftsprache im HipHop, Sprachpolizei, *Meinetwegen entschuldig' ich mich* und Hass im Internet.

Inhalt

/

Seite 4 bis 7

›Es heißt nicht:

Fick Deine Mutter, sondern Grüß Deine Mutter

Rüpel-Rap, Klassismus und queer-feministische Gegenreden

/

Seite 8 bis 11

Wer darf was wann (nicht) sagen?

Sprechverbote oder doch nur die Grenzen des Diskutablen

/

Seite 12 bis 15

Die (Nicht-)Entschuldigung ist politisch

Medien als die vierte Gewalt-Sprache im Staat

/

Seite 16 bis 19

Verlorene Körper im Netz

Hass-Sprache im Internet



Make your own Calling Cards! Ein Format der Gegenrede und der Selbstbestärkung. Aus einem Print-Workshop mit Lehrlingen von Jugend am Werk & toledo i dertschei. Tool 8 der Toolbox: *Verletzende Sprache angehen*. Mehr Informationen auf www.igkultur.at

Editorial

3

Als ich am 27. September 2014 morgens meine Emails öffnete und von der Beschmierung an der Fassade der Rosa Lila Villa las, dachte ich nur: Wie gut, dass ich mich das ganze Jahr intensiv mit Hass-Sprache auseinandergesetzt habe. Beschmierungen, verbale Attacks, Eierwürfe, etc... sind etwas, das das Lesben-, Schwulen- und Trans*haus seit seiner Gründung 1982 immer wieder erfahren hat. Der Schriftzug *Töte Schwule / Ubi Peder* prangte aber in einer unübersehbaren Intensität am Haus, dass allen Aktivist_innen klar war, hier muss etwas dagegen getan werden.

Schatzi, denk mal über die Konsequenz von 'nem Mord nach wurde zur paradoxen Intervention im besten Sinne und die Aktivist_innen nutzten die Aufmerksamkeit der Medien, um auf die Situation von LGBTIQ Refugees und auf die Auswirkungen von Nationalismus hinzuweisen. Die Verbindung von Kritik, politischer Gegenrede, Sprache als Terrain der Verhandlungen von Wirklichkeit zu verstehen, ist in einem Land wie Österreich mehr als notwendig. Das Projekt Check the Facts - Mind the Gap, das im Jahr 2014 von der IG Kultur Österreich durchgeführt wurde, setzte zwei Schwerpunkte: Zum einen die Beobachtung des österreichischen Wahlkampfes zur EU-Parlamentswahl und zum zweiten eine Workshopreihe zum Thema verletzende Sprache mit jugendlichen Lehrlingen. Ergebnisse dieser beiden Stränge waren einerseits humoristische Videoclips zu den Wahlen sowie die Toolbox *Verletzende Sprache angehen*.

Mit der vorliegenden Publikation schließen wir diesen Themenzyklus und versammeln weitere Einsichten zur Kraftsprache und ihren Kampfplätzen. Mit Sookee konnten wir eine der queer-feministischen Rapperin im deutschsprachigen Raum für einen Beitrag gewinnen. In ihrem Text: *Es heißt nicht: ›Fick deine Mutter, sondern ›Grüß deine Mutter* zeigt sie die Verbindungen von Medienlieblingen des *Rüpel-Raps* und Klassismus auf, so wie Möglichkeiten einer queer-feministischen Gegenrede, die sich im Battle um Wörter offen gegen Homo- und Transphobie und Sexismus stark macht. Um die Frage von Sprechverboten geht es Antje Schrupp mit ihrem Text: *Wer darf was wann (nicht) sagen?* und lotet dabei die Grenzen des Diskutablen aus. Die verzweifelte Floskel



Was darf man denn überhaupt noch sagen? zeigt, wie sehr das Begehren nach einer nicht verletzenden und respektvollen Sprache, die Freiheit (zu Beleidigen?) in Frage stellt. Unter dem Motto *Meinetwegen entschuldige ich mich* untersucht der Beitrag von Olja Alvir die spezifische Situation der Medien. Als vierte Macht im Staat und angesichts der österreichischen Medienkonzentration schultern Journalist_innen eine besondere Verantwortung, sie sind jedoch selbst in die Produktion von rassistischen, sexistischen, homo- und transphoben, antisemitischen, etc... Wirklichkeiten involviert und profitieren von ihnen. Abschließend begibt sich Johannah Illgner auf den Battleground per se, das Internet. Mit ihrem Beitrag *Kommunikation im Netz* stellt sie die Frage nach dem verlorenen Körper in der Internet-Kommunikation und zeigt auf, wie Hass-Kampagnen im Netz funktionieren.

Die versammelten Texte sind in einem Meer von Grenzüberschreitungen durch Sprache nur ein buchstäblicher Tropfen auf dem heißen Stein, täglich wird von den Stammtischen bis zu Internetforen Nachschub zum Thema der Publikation geliefert. Die Sprache erweist sich dieser Tage in diesem Kontext als die demokratischste Form der Gewalt, der vereinfachte Zugang zu immer größeren Öffentlichkeiten, kollektive Ausprägungen der Enthemmung und die mediale Profitmaximierungen durch Aufmerksamkeitsökonomien, die vom Skandal leben, tun ihr Übriges.

Die andere Seite der Medaille und die Absicht dieses Projektes, ist es die eigenen Handlungsräume neu zu erdenken und zu ermöglichen. Mit Sprache in respektvoller Weise zu handeln ist keineswegs eine Einschränkung, sondern eine Erweiterung der eigenen Toolbox zur Kommunikation. In diesem Sinne eröffnen wir die Arena und fordern auf sich der einen und anderen Sprachque-rele hinzugeben.

Marty Huber

Medieninfo

Medienverantwortliche:
Gabriele Gerbasits
Impressum
IG Kultur
Österreich
Gumpendorfer
Straße 63b
1060 Wien
igkultur.at

Bildnachweise

Videostills aus dem Projekt:
Check the Facts - Mind the Gap
Marty Huber / IG Kultur Österreich
<http://igkultur.at/projekte/check-the-facts-mind-the-gap>
Rosa Lila Villa
(Seite 3)
<http://dievilla.at>

Redaktion

Marty Huber

Lektorat

Marty Huber

Gestaltung

Peter Kratzer
www.co-des.at

›Es heißt nicht: Fick Deine Mutter, sondern Grüß Deine Mutter‹¹

Heterosexistische Kackscheiße im Rap erkennen und unterlaufen

Rap ist der Empörungsliebhaber einer Mediengesellschaft, die sich trivialisierende Begriffe wie *Rüpel-Rapper* ausdenkt und eine Moral anwendet, die sie selbst nicht erfüllt. Später dann – je nach dem wie der Wind der medialen Begehrlichkeit steht – bietet sie sich bei ihren Projektionsflächen an, als hätte es inhaltlich nie eine Zeigefinger-Anklage gegeben. Die Galionsfigur dieser changierenden Absurdität² ist natürlich Rap-Superstar Bushido, der gleichermaßen beim Rumkumpeln von Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer zum Schreiben eines CSU-Wahlkampf-Songs eingeladen wird³ und in einem Track die Erschießung der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages Claudia Roth imaginiert⁴.

Es ist ermüdend immer wieder die Polarisierungs-Strategien angesagter Rapper zwischen Charterfolgen und sogenannter Straßenkreditabilität rauf- und runter zu analysieren, aber wenn man die Aggressivität gewaltaffiner Sprachgebräuche im deutschsprachigen Rap als diskursives Vorkommen in einer patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaft ernst nimmt, dann kommt man an bestimmten Protagonisten und ihren primären und sekundären Äußerungen schlichtweg nicht vorbei.

Einen kritischen Blick auf die im deutschsprachigen Rap gängigen Heterosexismen in Wort und Bild zu werfen, birgt allerdings einige Fallen: Zum

einen gibt man den entsprechenden Narrationen immer wieder Raum und läuft Gefahr durch die abnutzende Reproduktion der Aussagen an einer gewissen Normalisierung von Haltungen mitzuwirken. Selbst in der kritischen Auseinandersetzung gibt es mitunter den Punkt, an dem man sich an bestimmte Begriffe quasi gewöhnt und geneigt ist, sie nicht mehr so radikal ob ihres menschenverachtenden Potentials zu skandalisieren.

Zum anderen warten etablierte bürgerliche Medien und Institutionen nur darauf, eine kritische Stimme vereinnahmen zu können. Im Handumdrehen werden so Sexismus und Homo-Transphobie gegen Rassismus und Klassismus ausgespielt.

Insofern ist die differenzierte Analyse und Kritik an gewaltgeilem Rap aus queerfeministischer Perspektive der dauerhafte Versuch, die intersektionale Dimension⁵ mitzudenken. So soll populistisches Bashing vermieden werden, um eine gesellschaftspolitische Einordnung zu ermöglichen.

Auf der Suche nach emanzipatorischen Gegenentwürfen zum patriarchal-konkurrenzorientierten Habitus der deutlichen Mehrheit der deutschsprachigen Rapper, muss man sich erst einmal gewahr werden lassen, wozu genau eine Opposition erhofft wird. Das



✓ Auch die hedonistische Positionslosigkeit von angesagten Hipster-Rappern verkauft sich seit einiger Zeit ganz hervorragend. So unterschiedlich die Entwürfe sein mögen, gemein ist ihnen, dass Homosexualität und Weiblichkeit abwertend oder zumindest stereotyp verhandelt werden. Sookee

dest stereotyp verhandelt werden. Wenn Rape Culture einmal nicht in Songs zelebriert wird⁶, werden Frauen im wesentlichen entweder als verlogene Egozentrikerinnen⁷ oder völlig überidealisiert als Sexgöttinnen, die selbstlos den männlichen Rücken freihalten⁸, dargestellt. Von den wenigen Frauen, die im Rap aktiv sind, wird nun erwartet selbstbewusst dagegenzuhalten. Trifft das Publikum dabei auf zu viel Selbstbestimmung, wird vielfach auch das wieder sanktioniert und Entmachtungsversuche durch das Zurückwerfen auf Körperlichkeit und Sexualität etwa in den Kommentarspalten unter Videos übertönen ihren Beitrag.⁹

Homosexualität wird meistens erwartbar für unnatürlich und falsch erklärt oder als Teil einer fäkal-sexualisierten Freak-Performance mittels Mimikry trivialisiert. Das heißt, es kann schon mal vorkommen, dass sich zwei Rapper auf der Bühne mutprobenartig küssen, aber dann wird anschließend eine Flasche Schnaps geleert und auf die Bühne gepinkelt. Dass hierin dennoch ein Potential für queerfreundliche Subversion stecken mag, will ich nicht in Abrede stellen, aber von einer aufrichtigen, respektvoll-anererkennenden Sicht auf gleichgeschlechtliche Liebe oder Sexualität ist dieser Zugang auch weit entfernt.

Im Zuge der Marktförmigkeit von Rap werden die sprachlichen Mittel konjunkturell immer mal wieder drastischer: Wo lange Formulierungen wie *jemanden fertig machen* oder *jemanden in die Knie zwingen* reichten, um eine Erniedrigung auszudrücken, wurde irgendwann dazu übergegangen *jemanden zu opfern* oder *jemanden zu ficken*. Inzwischen ist es auch durchaus gängig davon zu sprechen *jemanden zu vergewaltigen*, wenn von >

Spektrum an Imagepolitiken, die sich gängiger bis extremer Sexismen und dominanter Männlichkeitsentwürfe bedienen, hat sich in den letzten Jahren ausdifferenziert. Das Klischee vom migrantischen Kleinkriminellen, wurde etwa um Darstellungen vom intellektuell reizvolleren, aber dennoch misogyn agierenden Zyniker erweitert. Auch die hedonistische Positionslosigkeit von angesagten Hipster-Rappern verkauft sich seit einiger Zeit ganz hervorragend. So unterschiedlich die Entwürfe sein mögen, gemein ist ihnen, dass Homosexualität und Weiblichkeit abwertend oder zumin-

1 Textzeile aus dem Song *Komma Klar* der linken Berliner Rap-Crew *Schlagzeilen*

2 <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.leute-seehofer-wuenscht-sich-wahlkampfsong-von-bushido.9398011d-5551-436d-9e17-795c1f1fa0b9.html>

3 <http://www.tagesspiegel.de/mediacenter/fotostrecken/berlin/bildergalerie-bushido-der-gangster-rapper-als-promi-freund/8505274.html?p8505274=1>

4 <http://www.zeit.de/kultur/musik/2013-07/bushido-video-drohungen-roth-toeren>

5 Gemeint ist damit die soziopolitische Komplexität von Identitäten und Sprechpositionen.

6 Hierfür häufen sich die Beispiele in den Charts und den Videportalen: <https://www.youtube.com/watch?v=NOW-GhSJsJo>

7 Ein bezeichnendes Beispiel hierfür ist Cros Verkaufsschlager *Easy* <https://www.youtube.com/watch?v=4wOoLLDXbDY>

einer Unterwerfung die Rede sein soll. Solche gewaltvollen Sprechakte werden von denjenigen, die sie äußern – nach ihren Intentionen gefragt – als bloße Metapher verharmlost. Wenn aber die sozialisatorische Kraft und die verletzend Wirkung von Sprache thematisiert werden, blockieren die entsprechenden Protagonisten den Dialog: Ihre Musik sei nicht für Kinder gemacht, sollen die Eltern eben drauf achten, was ihre Kinder hören. Wem es nicht gefällt, solle was anderes hören. Jegliche Verantwortung außerhalb des eigenen privaten Rahmens (einige Rapper berichten bezeichnenderweise, dass ihre eigenen Kinder solche Musik nicht hören dürfen) wird abgelehnt.¹⁰

Wäre Rap ein abgeschlossenes System ohne jegliche gesellschaftliche Korrelation, ließe sich das alles ausblenden. Da Rap aber als Popkultur absolut gesellschaftsfähig geworden ist und einen weiten Verbreitungs- und Rezeptionsradius hat, muss gesehen werden, dass die Pornographisierung von Gewalt zum einen und die Gewaltförmigkeit von Pornographie zum anderen medial und gesellschaftlich wechselwirkt und so Rape Culture und (Hetero-)Sexismus und die darin enthaltenen Rassismen und Klassismen stützt.

Wie also kann eine Counter Speech, eine Gegenrede aussehen und wo ist sie zu finden?

Rap war in seinen Anfängen – und ist es in einigen Hinsichten immer noch – selbst eine Counter Speech gegen die Arroganz einer bürgerlichen Gesellschaft, die die Arbeiter_innenklasse nicht wertschätzt oder gar verleugnet. Auch das antirassistische Moment ist Teil des Gründungsmythos von HipHop und lebt durch die Skandalisierung von Polizeigewalt, Flüchtlings- und Asylpolitik und Alltagsrassismus auch heute noch in einigen Songs

fort, gibt Betroffenen und sich Solidarisierenden eine Stimme und trägt zum Vorankommen der öffentliche Debatte hierzu bei.

Eine Counter Speech zu Sexismus und Homo- und Transphobie hat sich jedoch nicht etabliert.

Dabei ist es gar nicht so kompliziert, sich nicht von den Coolness-Maßstäben des Malestreams beeindrucken zu lassen. Die Nicht-Verwendung von diskriminierenden gruppen-, personen- und körperreferenziellen Ausdrücken ist eine leicht zu trainierende Stilfrage, die konkrete politische Effekte haben kann. Vielfach wird jedoch argumentiert, Rap sei nun mal eine Battle-Kultur und ohne Kraftausdrücke würde Rap sterben. Hierauf ist meines Erachtens zu entgegnen, dass Kraftausdrücke absolut zulässig sind, verletzen sollen sie nur nicht. Die Vermeidung diskriminierender Sprache geht im Idealfall einher mit der Auseinandersetzung mit den ihr zugrunde liegenden Referenz-Identitäten und ist somit ein empathiefördernder, politischer Akt.

Neben dem Versuch komplett auf diskriminierende Sprache zu verzichten, besteht auch die Möglichkeit verletzend Begriffe zu reclaimen, sie also zu rekontextualisieren, um sie aus einer gewaltvollen Verwendung zu heben. Heterosexistisch gebrauchte Begriffe wie *Fotze*¹¹, *Schwuchtel* oder *Mannsweib* lassen sich unter Umständen empowernd einsetzen, wobei hier genau geschaut werden sollte, wer sich wie herausnimmt welchen Begriff zu rekonzeptualisieren oder auf sich anzuwenden. Dass hierbei unter Umständen weiterhin die verletzend Dimension mitgetragen werden kann, hat etwa die Erfahrung aus den Slutwalks gezeigt.

Wer nicht soweit gehen möchte Begriffe wie *Pussy* oder *Homo* im Rap-Kontext auf sich selbst anzuwenden, kann dennoch klar positive und solida-

rische Bezüge herstellen. Ich habe versucht mit dem Albumtitel *Bitches Butches Dykes & Divas*¹² genau das zu ermöglichen: Konzepte von Weiblichkeit konkurrenzlos nebeneinander zu stellen, wo sie sonst entweder abwertend, stereotypisierend oder völlig voneinander losgelöst verwendet werden. Der sprachliche Wandel und die Veränderungen von Bedeutungen sind im Rap mitunter sehr schnell, was eine Chance birgt, neue Begriffe oder Phraseologismen einzustreuen. Durch das Sampling im Rap werden immer wieder intertextuelle Bezüge hergestellt, wo durch sich Neuerungen als Trends entpuppen und schnell verbreiten können. Meine Antwort auf die homophobe Aussage *No Homo* (die die eigene Heterosexualität markieren soll, wann immer etwa durch eine Textzeile ein Zweifel an dieser hätte aufkommen können) hat beispielsweise inner-

halb und außerhalb von Rap ganz gut die Runde gemacht: Ich habe seit 2011 den Slogan *Pro Homo* dutzendfach in Songs, auf Demobannern, auf Shirts, in Veranstaltungstiteln usw. angetroffen.

Einige Rapper haben im Laufe ihrer Karrieren von der Verwendung bestimmter Begriffe Abstand genommen, weil sie zwar mitunter nach wie vor meinen, dass sie damit nicht homophob und sexistisch gehandelt hätten und glauben, dass ihre Fans dies durchaus decodieren können, aber eben nicht länger dazu beitragen wollen, dass sich eine bestimmte Form aggressiv-dominanter Männlichkeit darüber stabilisiert.¹³ Wer nun seine Texte nicht in Gänze umschreiben oder die Distanzierung explizit machen mag, kann mit Reimen arbeiten und den Sinneswandel markieren: Da wo es einst *Hurensohn* hieß, könnte nun etwa *Blumenkohl* oder *Pumuckel* stehen.

Am allerwichtigsten ist aber meiner Meinung nach, dass die Counter Speech kein *Preaching to the choir* ist. Diejenigen, die Diskriminierung ohnehin ablehnen, benötigen diese künstlerisch-politischen Strategie lediglich als Stärkung, aber nicht als Mittel der Überzeugung. Von daher ist es wichtig, dass sich Akteur_innen, die ein Interesse daran haben, verletzend Sprache in der kulturellen Gesamtheit von Rap und seinem gesellschaftlichen

Wirkungsbereich abzubauen, mit Unterstützer_innen aus dem Mainstream in Verbindung setzen. Die Ressentiments gegenüber dem, was als politisch korrektes Strebertum abgewertet wird, sind im Rap sehr verbreitet.

Es muss also darum gehen, Netzwerke und Allianzen zu schaffen, um eine diskriminierungsfreie Praxis im Rap durch anti-istische Songs, Imagepolitiken, Partyreihen, Workshops und Kampagnen zum etablierten Gegendiskurs zu machen.

Inspiration ist durchaus in der Geschichte von Pop und Punk zu suchen, damit die Kraft und die große Klappe des Riot Grrrl Movement zwanzig Jahre später auch endlich im Rap ankommt. /

✓ **Vielfach wird jedoch argumentiert, Rap sei nun mal eine Battle-Kultur und ohne Kraftausdrücke würde Rap sterben. Hierauf ist meines Erachtens zu entgegnen, dass Kraftausdrücke absolut zulässig sind, verletzen sollen sie nur nicht.** Sookee

8 Etwa: <https://www.youtube.com/watch?v=Q9VOIkCk2YO>

9 Zur Veranschaulichung empfiehlt sich eine Recherche in den Kommentarspalten unter den Videos der beiden kommerziell erfolgreichsten deutschsprachigen Rapperinnen Schwesta Ewa und Kitty Kat.

10 Anlässlich ihres gemeinsamen Albums 23 sind Bushido und Sido Studio-gäste bei Markus Lanz: <https://www.youtube.com/watch?v=jOolAfjv3xg>

11 Die promovierte Bremer Rapperin Lady Bitch Ray hat beispielsweise ein ganzes vaginales Begriffsuniversum entwickelt und so aus misogynem Sprech einen Akt der Befreiung gemacht. <http://www.lady-bitch-ray.com/tx-bl/>

12 <https://www.youtube.com/watch?v=n-u1pBKv8V4>

13 Der Kölner Rapper Retrogott ist hierfür ein wichtiges Beispiel: Im Musikmagazin *Melodie & Rhythmus* äußerte er sich ausführlich zu seinem veränderten Sprachgebrauch. <http://www.melodieundrhythmus.com/mr-6-2013/retrogott-sparche-rap/>

Sooke mag HipHop und QueerFeminismus, ist Mutter und Idealistin und betreibt das Label Springstoff, dessen Artists auch keinen Bock auf Homophobie und Sexismus haben.

Wer darf was wann (nicht) sagen?

In jeder Gesellschaft und in jeder Kultur gibt es eine Grenze, die man zwingend kennen muss, wenn man sich am öffentlichen Diskurs beteiligt: die Grenze zwischen dem Diskutablen und dem Indiskutablen. Zwischen dem, was gesagt werden kann, und dem, was nicht gesagt werden kann, jedenfalls nicht so ohne weiteres.

Die meisten Gespräche bewegen sich im Bereich des *Diskutablen*. Es gibt aber auch Ansichten, die *indiskutabel* sind, weil in der Allgemeinheit ein Konsens existiert, der stark genug ist, um andere Meinungen als *unwahr*, als schlichtweg falsch erscheinen zu lassen: dass Frauen von Natur aus dümmer sind als Männer, dass man ungehorsame Kinder ruhig auch mal feste ohrfeigen kann oder dass Hitler eigentlich doch ein ganz okayer Politiker war – solche Ansichten gelten heute als *unsäglich*.

Das hat nichts mit objektiver Wahrheit zu tun. Was in einer Gesellschaft als diskutabel gilt und was als indiskutabel, ist ein Kulturprodukt, das Ergebnis eines historischen Aushandlungsprozesses. Wie der französische Philosoph MICHEL FOUCAULT schrieb: *Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre »allgemeine Politik« der Wahrheit: das heißt sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.*

Die Grenze zwischen dem Diskutablen und dem Indiskutablen ist also nicht starr, sondern heftig umkämpft, sie verschiebt sich dauernd. So war die Meinung, dass man Kinder ruhig auch mal ohrfeigen kann, vor fünfzig Jahren noch keineswegs indiskutabel gewesen. Und auch ein einmal erreich-

ter Konsens ist nicht in Stein gemeißelt, er muss immer wieder neu hergestellt werden.

Aber auch wenn die Grenzen des Diskutablen veränderbar sind: Eine Gesellschaft, in der alles gesagt werden darf, gibt es nicht.

Neben dem Mainstream oder dem hegemonialen Diskurs, der die in einer Gesellschaft als Ganzen vorherrschenden Meinungen umschreibt, gibt es zudem kleinere Sub-Gesellschaften: Am Stammtisch einer bayerischen Dorfkneipe gelten andere Wahrheiten als im autonomen Frauenzentrum, in einer Gewerkschaft andere als im Unternehmerverband, in einer Moscheegemeinde andere als in der Partyszene und so weiter. All diese Sub-Gesellschaften konstituieren und produzieren jeweils für ihren Kontext ebenfalls auf die oben beschriebene Weise eine Wahrheit. In all diesen Gesellschaften gibt es



Die Erkenntnis, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt, sondern dass Wahrheit kulturell hervorgebracht wird, ist heute nicht mehr zu übersehen. Antje Schupp

also Dinge, die gesagt und zur Diskussion gestellt werden können, und andere, die als *indiskutabel* gelten. Nur sind es eben jeweils unterschiedliche.

Früher, vor dem Internet, waren diese Sub-Gesellschaften weitgehend voneinander getrennt. Ein typischer Stammtischbesucher verirrt sich selten in ein Frauenzentrum, ein frommer Muslim ist selten mit einer alkoholisierten Partyclique unterwegs. Unterschiedliche subkulturelle *Wahrheiten* waren früher lediglich über die *öffentliche Meinung*, die Medien, vermittelt. Doch heute haben im Internet alle die Möglichkeit, selbst zu publizieren. Die jeweils anderen sind heute immer nur einen Mausklick entfernt, und auf vielen Seiten und in Diskussionssträngen stoßen ihre Mitglieder mit ihren unterschiedlichen Ansichten oft sehr unbarmherzig aufeinander.

Gerade auf Blogs zum Beispiel lässt sich gut beobachten, wie sich um eine gemeinsame *Wahrheit* herum Communities bilden: Um fast jeden Blog sammeln sich im Lauf der Zeit Menschen, die ähnliche Dinge für wahr und unwahr halten, die also einen gemeinsamen Grenzverlauf zwischen Diskutablen und Indiskutablen ziehen. Wer selber bloggt, bekommt schnell ein Gespür dafür, wie diese Grenze immer wieder hergestellt wird: Mit jedem Kommentar, der als *indiskutabel* weggelöscht wird, markiert die Bloggerin ja diese Grenze. >

✓
Das Recht auf Meinungsfreiheit umfasst eben nicht das Recht, die eigene Meinung jederzeit und überall ohne jegliche Konsequenz sagen zu dürfen. Es umfasst nicht das Recht, dass alle einem zuhören müssen, es umfasst nicht das Recht, von niemandem kritisiert zu werden. Antje Schupp

Und mit jedem Kommentar, bei dem sie überlegt, weil er eben *grenzwertig* ist, wird ihr bewusst, wie schwierig das ist. Je nachdem, welche Art von Kommentaren in einem Blog freigeschaltet werden und welche nicht, zieht das bestimmte Leser_innen an und schreckt andere ab, weil die *auf so eine Gesellschaft* keinen Wert legen.

Das Internet hat so zu einer stark vergrößerten Sichtbarkeit von Sub-Gesellschaften mit ihrer je eigenen Wahrheit und ihrer je eigenen Grenze zwischen dem Diskutablen und dem Indiskutablen geführt. Die Erkenntnis, dass es nicht nur eine Wahrheit gibt, sondern dass Wahrheit kulturell hervorgebracht wird, ist heute nicht mehr zu übersehen.

Das ist einerseits eine gute Sache, denn kein Mensch kann ständig mit allen über alles diskutieren. Die Auseinandersetzung mit ähnlich Denkenden ist oft inhaltlich ergiebiger, als bei jedem Thema immer wieder bei Adam und Eva anzufangen, und es gibt es ja auch innerhalb jeder Community unendlich viele umstrittene Punkte, also einen riesengroßen Bereich des *Diskutablen*, sodass es an Gesprächsstoff nicht mangelt. Andererseits besteht die Gefahr, dass sich so genannte *Filterbubbles* bilden, also Blasen, in denen sich nur noch Gleichgesinnte miteinander austauschen, die dann jegliches Sensorium für *die anderen* verlieren. Gesellschaften, die ihre Grenzen sehr eng und undurchlässig ziehen, geraten in Gefahr, zu versteinern. Gesellschaften, die überhaupt keine Grenzen ziehen, lösen sich tendenziell auf.

Nicht alle diese Sub-Gesellschaften sind zudem gleich groß, gleich stark, gleich mächtig. Die Wahr-

heit, die zum Beispiel in der Redaktion einer großen Tageszeitung gilt, hat natürlich mehr Einfluss und Reichweite als die in einer kleinen Szenezeitschrift. Die gesellschaftliche Konstitution von Wahrheit hat immer auch mit Macht zu tun.

Wer sich zu weit vom Mainstream des Diskutablen entfernt, läuft Gefahr, in einen so genannten *Shitstorm* zu geraten, denn im Internet lässt sich Protest rasch und dezentral organisieren. Zum Beispiel sehen sich Frauen, die feministische Ansichten vertreten, schnell einer Flut von Schmähungen, Lächerlichmachungen, Drohungen und ähnlichem ausgesetzt. Normalerweise gehen solche Shitstorms von denen aus, die die Meinungshoheit in einer Gesellschaft haben, die sozusagen den *gesunden Menschenverstand* vertreten. Aber in Einzelfällen kann es auch mal anders herum sein: Es ist auch schon vorgekommen, dass Firmen zum Beispiel sexistische oder rassistische Werbung zurückziehen mussten, weil sich dagegen im Netz Protest formiert hat.

Das wird man ja wohl doch noch sagen dürfen! ist ein Satz, der dann oft fällt. Er unterstellt einen angeblichen Verlust der Meinungsfreiheit. Kürzlich ist zum Beispiel in Deutschland ein Buch mit dem Titel *Rettet das Zigeunerschnitzel* erschienen: Der Autor, Peter Hahne, suggeriert, dieses Wort wäre in Gefahr, weil manche Menschen heute Wörter vermeiden, die zur Durchsetzung rassistischer Ideologien dienen, wie etwa das Z-Wort oder das N-Wort.

Darf man heute noch Zigeunerschnitzel sagen? Diese Frage ist hochgradig manipulativ. Denn selbstverständlich darf man das! Man darf ja offenbar auch Bücher so betiteln, und diese Bücher wer-

den beworben und in Auslagen gestellt. Aber, und das ist neu: Andere dürfen ebenfalls öffentlich sagen, dass sie das falsch finden, sie dürfen das rassistisch finden und so weiter. Auch als Vertreter_in einer Mainstream-Meinung geht man heute das Risiko ein, öffentlich kritisiert und von manchen nicht ernst genommen zu werden.

Das Recht auf Meinungsfreiheit umfasst eben nicht das Recht, die eigene Meinung jederzeit und überall ohne jegliche Konsequenz sagen zu dürfen. Es umfasst nicht das Recht, dass alle einem zuhören müssen, es umfasst nicht das Recht, von niemandem kritisiert zu werden. Es ist wirklich Realsatire, wenn jemand wie Thilo Sarrazin, dessen Buch *Deutschland schafft sich ab* in allen großen Zeitungen des Landes ausführlich besprochen und teilweise vorabgedruckt wurde, und der seine Ansichten in so gut wie jeder Talkshow präsentieren konnte, sich allen Ernstes darüber beklagt, in seiner Meinungsfreiheit eingeschränkt zu werden (und darüber gleich noch ein Buch schreibt).

Wenn Kritik an sexistischen oder rassistischen Bildern geübt wird, beteuern die Verantwortlichen gerne, sie hätten es doch gar nicht so gemeint, es sei doch nur Humor, Satire, witzig. Das ist ein merkwürdiges Argument: Nur, weil etwas nicht böse gemeint war, bedeutet das doch nicht, dass niemand es kritisieren darf!

Ähnlich ist es mit einer anderen rhetorischen Figur, der so genannten *Nopology*. Sie ist eine nur scheinbare Entschuldigung, die in Wahrheit gar keine ist. Zum Beispiel, wenn eine kritisierte Werbefirma schreibt, es sei nicht ihre Absicht gewesen, jemandes *Gefühle zu verletzen*. Eine solche Antwort tut so, als gehe es um die subjektive Befindlichkeit derjenigen, die Kritik vorbringen. Sie unterstellt, dass die Kritiker_innen irgendwie besonders empfindlich seien oder die Sache leider missverstanden hätten. Aber wer Werbeclips oder Karikaturen als sexistisch oder rassistisch kritisiert, tut das ja nicht aufgrund verletzter Gefühle oder *Betroffenheit* – auch wenn Sexismus oder Rassismus zweifellos Gefühle von Menschen verletzen – sondern es geht um eine Analyse von Strukturen.

Durch Strategien des Lächerlichmachens, Beschimpfens oder auch durch die überhebliche *Nicht-Entschuldigung* wird die eigene Machtposi-

tion ausgenutzt, um Ansichten anderer als illegitim und indiskutabel zu kennzeichnen. Besser wäre eine kulturelle Praxis, die um die Grenze zwischen dem Diskutablen und dem Indiskutablen weiß und ihren genauen Verlauf auf eine zivilisierte Art und Weise verhandelt.

Niemand muss mit allen über alles diskutieren. Aber zu sagen: *Das ist für mich indiskutabel* ist eine persönliche und kulturelle Entscheidung, nicht die objektiv einzige richtige Art und Weise, diese Linie zu ziehen. Und für den Fall, dass man sich für eine Diskussion entscheidet, sollte man die Argumente des Gegenübers auch ernst nehmen. Das ist nämlich die am meisten Erfolg versprechende Strategie, um die Grenze zwischen Diskutablem und Indiskutablem im Sinne der eigenen Ansichten zu verschieben.

Die Kunst des öffentlichen Sprechens besteht nicht darin, allgemeingültige Wahrheiten möglichst eloquent zu verkünden. Sondern sie besteht darin, in einem jeweiligen konkreten Kontext diejenigen Worte zu finden, die zwischen der eigenen Wahrheit und der Wahrheit der anderen vermitteln können. Die weder Differenzen unter den Teppich kehren, noch aber das Band der gemeinsamen Gesellschaftlichkeit so weit überdehnen, dass es reißt. /

Dr. Antje Schupp
ist Politikwissen-
schafterin und
Journalistin in
Frankfurt am Main.
Sie bloggt unter
antjeschupp.com.

Die (Nicht-)Entschuldigung ist politisch

Über verletzende Sprache in gesellschaftlichen und medialen Diskursen und das Unvermögen, sich dafür zu entschuldigen



Die Dramaturgie ist bekannt: Ein Mandatar einer rechten Partei lässt sich sprachlich wieder einmal in für Österreich nur semi-akzeptablen Worten über bestimmte Menschengruppen aus. Und schwupp! Da haben wir sie wieder, die recht breite gesamtgesellschaftliche Debatte darüber, was gesagt werden darf und was nicht. Es folgen wie herbei gepiffen TV-Interviews, Live-Diskussionen und selbstredend Kommentare und Kolumnen, die sich mit den in Verruf geratenen Menschen und Wörtern beschäftigen. Wir sprechen von einer ganz bewussten Schiene, die die Rechten zur Desensibilisierung für verachtende Begriffe fährt. Denn sobald eine Debatte über etwas entfacht ist, wird laut Medienlogik auch irgendjemand (gerne in der Heiligen Dreifaltigkeit des Boulevard, auch aber in selbsternannten

Qualitätszeitungen) *advocatus diaboli* spielen und die im Allgemeinen wohl doch von einer knappen Bevölkerungsmehrheit als verletzende abgelehnte Sprache gegen *Empörungsauffine* verteidigen. Das nennt sich im marktwirtschaftlichen Jargon *Alleinstellungsmerkmal*: Es können ja nicht alle dasselbe schreiben und dasselbe meinen, wozu bräuchten wir sonst verschiedene Medien? Und so bröckelt der Konsens über Verurteilung verletzender Sprache ganz von alleine, ohne dass jene mit rückwärtsge wandten und menschenfeindlichen Einstellungen und Zielen noch sehr viel mehr dazu beitragen müssten.

Die medialen Erzeugnisse reproduzieren innerhalb dieser *Debatten* beleidigende Ausdrücke für Menschengruppen und verschleiern ihren Sensati-

onalismus und die Lust am Tabu halbklug im Namen der kritischen Berichterstattung. Vermutlich sprechen beispielsweise Mandatäre, die regelmäßig die Diskussion rundherum auslösen, das N-Wort in ihrem ganzen Leben nicht so oft aus wie Journalist_innen in den Wochen rund um besagte *Fauxpas*. So wirkt verletzende Sprache (politisch) als Katalysator für weitere verletzende Sprache. Weiters wird im Anschluss gehässig über Menschen gespottet, die sich für eine sensiblere Wortwahl einsetzen: *Tugendterror* und *Sprachpolizei*, sollen etwa die Ächtung der *Political Correctness* und der *Gutmenschen* ausdrücken. Wenn diese sich dann zu rechtfertigen versuchen, schwingt eins die *Nazikeule* und bezichtigt sie unbegründeter rassistischer Unterstellungen. Und so kreist der blinde Selbstläufer, der sich hierzulande medialer Diskurs nennt.

Verletzende Sprache in Medien ist selten lediglich ein Unfall oder eine Unachtsamkeit. Sie ist meistens Produkt systematischer und historischer Unterdrückungen (von Frauen, People of Color, Homosexuellen) im Patriarchat beziehungsweise Fortführung dieser und muss deshalb auch entsprechend ernst genommen und behandelt werden. >

Sorry, not sorry

Das nächste Problem bei verletzender Sprache im öffentlichen Raum sind – sollte es überhaupt dazu kommen, was selten genug ist – die Entschuldigungen. Sie demonstrieren meistens einen hohen Grad der Uneinsichtigkeit, geschehen maximal pro Forma und stellen viel zu oft eine konsequente Weiterführung diskriminierender Verhaltensweisen dar.

Entschuldigungen oder Statements von Politiker_innen der Rechten zu ihren eigenen Fehlleistungen sind meist lediglich Methoden, den Diskurs am Laufen zu halten und weiter im Gespräch zu bleiben. Nicht selten sind die *Entschuldigungen* für grenzüberschreitendes Verhalten in Österreich selbst eine neuerliche Grenzüberschreitung: Das garantiert kontinuierliche Berichterstattung. Hier handelt es sich um eine ganz bewusste, systematische Weigerung, sich richtig zu entschuldigen. Aber leider zeigen beispielsweise (Online-)Statements von Unternehmen, Organisationen und auch Einzelpersonen, an denen Kritik geübt wird, dass es zum Unwillen auch ein gewisses Unvermögen zur aufrichtigen Entschuldigung gibt.

So schreibt die ARD nach einem Shitstorm gegen ihre menschenverachtenden Sujets zur *Toleranz-Themenwoche: Gut: Plakat-Aktion sorgt für Aufmerksamkeit. Weniger gut: Motiv soll zwar provozieren, aber nicht verletzen*. Der Hessische Rundfunk twittert: *Eure Kritik ist angekommen! Die Ankündigung zur Horizonte-Sendung ist provokant formuliert, sollte aber niemanden diskreditieren*. Ein anderer Vorfall ist die Deutsche Direkthilfe, die wegen eines paternalistischen Kommentars auf den Twitter-Hashtag #NotJustSad, unter dem Erfahrungen depressiver Menschen gesammelt wurden, kritisiert wurde: *Sorry, wir wollten keine Gefühle verletzen. Im Gegenteil. [...] Das war nicht unsere Intention und sollte deshalb auch nicht überbewertet werden*.

Das sind nur einzelne Vorfälle, die mir gerade bei der Hand liegen, doch diese Bewältigungsstrategie für Kritik zieht sich durch die meisten Sprachräume und Branchen. Das letzte Beispiel soll auch illustrieren, dass die Unfähigkeit, sich zu entschuldigen, nicht nur bei (multinationalen) Konzernen beobachtet werden kann, sondern auch bei NGOs, die vorgeben, Menschen helfen zu wollen. Es handelt

sich bei den Äußerungen jedenfalls nicht um Entschuldigungen, sondern um verstecktes Selbstlob (Wir sind im Gespräch!) und/oder Selbstgerechtigkeit (Wir sind doch so edel, wir würden nie jemanden verletzen wollen!); im schlimmsten Falle werden die Nichtentschuldigungen zu Belehrungen oder Verhaltensanweisungen an die Menschen, die eins verletzt hat. *Es soll nicht verletzend sein*, heißt eigentlich: *Ihr habt da etwas falsch verstanden, hört auf, euch verletzt zu fühlen*.

Diese Nichtentschuldigungen (im englischen Sprachraum auch Nopologies genannt) sind erstens natürlich moralisch höchst fraglich – besonders etwa im Falle von öffentlich-rechtlichen, ähm, ich meine, öffentlich-rechtlichen Sendern wie der ARD. Von großen Konzernen moralische Handlungen

oder Kommunikation zu verlangen ist wohl ohnehin fehlgeleitet; die Pseudoentschuldigungen sind aber auch von einer ganz brutal-kapitalistischen Unternehmenslogik heraus oft falsch: Sie führen meistens nicht dazu, dass sich das Scheißgestürm legt, im Gegenteil. Sie heizen die Diskussion oft auch noch zusätzlich an.

✓ **Die (Nicht-)Entschuldigung ist daher ebenfalls ein klarer (medien- und gesellschafts) politischer Akt. Sie wird in einer unverzeihlich leistungsorientierten Gesellschaft auch als Unterwerfung gesehen anstatt als Ausgleich oder Wiedergutmachung, was wohl stark zu ihrer Seltenheit beiträgt.**

Olja Alvir

Entschuldigungsseminar, Modul I

Wenn Sprache politisch ist, ist logischerweise auch verletzende Sprache politisch, insbesondere wenn sie in der Öffentlichkeit passiert,

eine große Plattform bekommt und ein großes Publikum erreicht. Die (Nicht-)Entschuldigung ist daher ebenfalls ein klarer (medien- und gesellschafts-) politischer Akt. Sie wird in einer unverzeihlich leistungsorientierten Gesellschaft auch als Unterwerfung gesehen anstatt als Ausgleich oder Wiedergutmachung, was wohl stark zu ihrer Seltenheit beiträgt.

Aus diesen Überlegungen heraus hier eine Definition von Entschuldigung und ein Kurzworkshop im richtigen (öffentlichen) Entschuldigen. Diese Ratschläge gelten sowohl für Einzelpersonen in privater Kommunikation als auch für Unternehmen oder Personen öffentlichen Interesses, deren Aussagen und/oder Taten beanstandet werden.

1. Zuhören. Wenn ein Fehler gemacht wurde der starke Kritik auslöst, dann ist es Zeit, (ruhig) zuzuhören – einfach nur zuhören, anhören, was Menschen bzw. eine Community zu sagen haben. Das muss extra und oft betont werden, denn schon hier liegt nämlich die allererste, offenbar für die meisten unüberwindbare Hürde. Gerne machen sich in Kritik geratene Menschen über diese lustig oder bemühen sich, *witzig* und *schlagfertig* zu antworten – das macht allerdings die spätere Entschuldigung unglaublich unwürdig. Gerade offizielle Social-Media-Accounts oder Pressestellen von Unternehmen versuchen gerne, schnippisch oder *humorvoll* zu kommunizieren – schließlich eine Möglichkeit, *sympathisch* für sich PR zu machen. Bei Kritik sind Spötteleien über jene, die eins verletzt hat, diese Form der Kommunikation jedoch fatal. Es geht eben nicht darum, einen Schlagfertigkeitstest zu gewinnen, der Wettbewerbsgeist kann getrost weggepackt werden.

2. Wirklich entschuldigen. Eine Entschuldigung muss entweder das Wort *Entschuldigung* oder etwas wie *tut uns leid* beinhalten. Eigentlich gar nicht so schwer. Aber diese bescheidene Minimalanforderung an eine Entschuldigung erfüllen die allermeisten Statements nach Skandalen und Grenzüberschreitungen nicht. Was keine echten Entschuldigungen sind: *Wir wollten niemanden verletzen*. Oder: *Das war nicht unsere Intention*.

3. Keine Täter-Opfer-Umkehr vollziehen. Wer sagt *Sorry, falls/dass sich jemand von unserer Sprache angegriffen fühlt* schiebt die Schuld zurück an jene, die angegriffen wurden. Hier sind wir beim Kern des Problems angelangt: Dass einem die Zacke aus der selbst gemachten und selbst aufgesetzten Krone fällt, wenn eins zugibt, etwas falsch gemacht zu haben. Deshalb werden von Verletzern rhetorische Tricks angewandt, um sich vom Schuldeingeständnis (und damit übrigens auch Erkenntnisgewinn und Lernpotenzial) wegzuaalen. Ganz beliebt ist der Gegenangriff mit dem Vorwurf, das Publikum hätte alles nur falsch verstanden und würde sich zu Unrecht angegriffen fühlen: *War nur Provokation* und *war nicht beleidigend gemeint*. Notieren: Dass eins eine andere Intention hatte oder nicht die Intention, jemanden zu verletzen, ändert nichts an der Verletzung. Ist ein nettes Beiwerk, zu wissen, dass eins nicht vorsätzlich verletzt wurde, kann aber nur zweitrangig in einer Entschuldigung sein. Daher kommen wir jetzt zur zweiten Mindestanforderung für eine echte Entschuldigung: Zu einer Entschuldigung gehört auch ein Schuldeingeständnis.

4. Einsichtig zeigen. Bonus im Entschuldigungsprozedere – Achtung, nur für Fortgeschrittene: Kommunizieren, dass eins aus dem Vorfall und dem Fehler gelernt hat und versprechen, sich zu bessern. Eiserschüler_innen im Entschuldigungsseminar erarbeiten mit den Verletzten gemeinsam eine Strategie für die Zukunft.

Zuletzt ein Beispiel für eine aufrichtige Entschuldigung, das gerne plagierte werden darf: *Sorry, dass wir so dumm waren. Es tut uns leid, dass wir derart grenzüberschreitend gehandelt haben. Das darf nie vorkommen. Wir nehmen die Statements zurück und werden in Zukunft – bevor wir uns äußern – mit den Menschen und Communitys über einfühlsamen Umgang reden. Wir schämen uns und werden die Konsequenzen aus diesem Fehler ziehen.* /

Olja Alvir studiert Germanistik und arbeitet als Journalistin sowie freie Autorin in Wien.

Verlorene Körper im Netz

Die Vorstellung, dass die Welt in eine analoge und digitale Sphäre getrennt ist, kann im Jahr 2014 getrost als überholt bezeichnet werden. Eine solche Aufteilung geht an den sozialen Realitäten von vor allem jungen Menschen und Kindern, die mit verschiedensten digitalen Medien aufwachsen – den so genannten *Digital Natives* – total vorbei.

Soziale Interaktionen und Verknüpfungen geschehen heute im großen Maß online. Hat beispielsweise jemand in der Mittelstufe keinen Facebook-Account, dürfte das eher die Ausnahme, als die Regel sein. Es wird nicht nur in der Schule miteinander gesprochen, sondern auch nach dem Unterricht auf verschiedenen Plattformen gepostet, kommentiert, gechattet und geschrieben. Diese Interaktionen finden im Zeitalter der Smartphones außerdem nicht nur zuhause am PC statt, sondern überall. Was genau sonst noch an der Netz-Kommunikation besonders und diskussionswürdig ist, soll hier im Weiteren thematisiert werden.

Veränderung der Kommunikation durch Körperlosigkeit

Der wohl größte Unterschied zur Verständigung von Angesicht zu Angesicht ist bei Online-Kommunikation das Fehlen des Körpers. Offline werden nonverbale Signale und körperliche Ausdrücke visuell wahrgenommen und interpretiert; das ist so online nicht möglich. Körpersprache oder Mimik macht es uns leichter das Gesagte des Gegenübers einzuordnen und zu verstehen. Das ist so online nicht möglich, da wir (ausgenommen beim Video-Chat) unser Gegenüber nicht sehen.

Hinzu kommt noch, dass durch das Verwenden von Alias- oder Nicknamen oft unklar ist, wer einem

am anderen PC tatsächlich gegenüber sitzt. Durch die Anonymität auf bestimmten Plattformen wissen wir nicht, mit wem wir wirklich kommunizieren. Das bedeutet außerdem, die Einordnung meiner Gesprächspartnerin oder meines Gesprächspartners anhand prägnanter (körperlicher) Merkmale ist ebenfalls nicht möglich. Es ist also nicht ersichtlich welche Gruppenzugehörigkeit, ethnische Herkunft, Alter oder Geschlecht mein Gegenüber hat.

Die Möglichkeit der Anonymität im virtuellen Raum eröffnet ganz neue Perspektiven. Sie lässt es zu Charaktere und Identitäten neu zu erfinden und gestalten; was gerade für Heranwachsende eine tolle Möglichkeit zum Experimentieren und sich finden ist. Diese Chance zur Überwindung von Körperlichkeit, des Körpers an sich und der Generierung eines entkörperlichten Raums, war die Basis für die Utopie einer (Online)Welt, in der Geschlecht, Alter, Hautfarbe, Krankheiten etc. keine Rolle mehr spielen würden: endlich wären alle gleich. Die Vorstellung, dass durch das Internet ein Raum entstehen könnte, in dem sich Identitäten freier ausdrücken und so Gegenöffentlichkeiten zum Mainstream geschafft werden könnten, war gerade zu Beginn der Internetzeitalters radikal neu. Darüber hinaus bietet Anonymität Schutz, gerade wenn eine Gruppe, die von der Mehrheitsgesellschaft diskriminiert wird, das Internet nutzt, um sich in geschützten und anonymen Räumen zusammenzufinden und auszutauschen.

Computervermittelte Kommunikation hat viele neue Handlungsräume eröffnet, sie birgt allerdings auch Gefahren. Die Abstraktion der Person am anderen PC kann dazu führen, dass diese nicht nur entkörperlicht wird, sondern eben auch sehr abstrakt und mit sehr großem Abstand wahrgenom-



men wird. Mögliche Resultate sind hier fehlendes Verständnis für die Position der_ des Anderen und geringes Einfühlungsvermögen. Dies kann eine distanzierte bis hin zur aggressiven und gewaltvollen Kommunikation zur Folge haben. Gerade im Falle von kontrovers diskutierten Themen findet oft eine Identifizierung der Diskussionspartnerin beziehungsweise des Diskussionspartners als Feind statt, was oft in einer überaus aggressiven, verletzenden und abschreckenden Sprache gipfeln kann. An diesem Punkt soll außerdem auf den Geschlechter-Aspekt eingegangen werden: Denn Im Netz findet sich

männliches Dominanzverhalten und verbale männliche Machtausübung ebenso wieder wie offline. Diese oft barsche bis hin zur gewaltvollen Kommunikation hält viele Frauen davon ab, sich an Diskussionen und Debatten im Netz zu beteiligen. Aber auch Videospiele sind beispielsweise oft extrem frauenverachtend.

Die These, dass bei den Menschen durch die Anonymität im Netz eine gewisse Enthemmung stattfindet ist also vor allem durch die Distanzierung zum Gegenüber zu erklären sowie eine aggressive gewaltvolle Sprachverwendung. >

✓
Die Vorstellung, dass durch das Internet ein Raum entstehen könnte, in dem sich Identitäten freier ausdrücken und so Gegenöffentlichkeiten zum Mainstream geschafft werden könnten, war gerade zu Beginn der Internetzeitalters radikal neu. Johannah Illgner

Wie funktionieren Hass-Kampagnen?

Die eben beschriebenen Gründe für verletzendende Sprache sind in der Regel unbewusst ablaufende Distanzierungen und Abstrahierungen des Gegenübers. In vielen Kontexten werden diskriminierende Sprache und gewaltvolle Kommunikation allerdings bewusst eingesetzt. Die Abgrenzung zu der anderen Gruppe wird hier über Sprache hergestellt.

Im deutschsprachigen Netz sind Drohungen, (verbale) Angriffe und Beleidigungen bei feministischen Themen (Quoten, Frauenförderung, Gender Mainstreaming, Geschlechterforschung etc.), *Viel-falts*-Themen (Antirassismus, Critical Whiteness, Asyl-, Flüchtlings-, Migrationspolitik etc.) und bei *queeren Themen* (Hass gegen Inter*-, Trans*-Personen und Homosexuelle) zu beobachten und mittlerweile erschreckenderweise an der Tagesordnung. Diese Anfeindungen sind in der Regel keine losen und unkoordinierten Meinungsäußerungen, sondern weisen meist einen *Kampagnen-Charakter* auf und werden deshalb als Hass-Kampagnen bezeichnet. Diese Kampagnen beinhalten beispielsweise: Trollen und Derailen von Diskussionen, Shitstorms, Hass-Kommentare, Hacker-Angriffe, Drohungen und Beleidigungen. Hassreden (engl. Hate Speech) treffen nicht nur Politiker_innen und Personen des öffentlichen Lebens, auch Blogger_innen und Netzaktivist_innen werden oft zur Zielscheibe. Häufig handelt es sich um Menschen, die ihr Anliegen öffentlich mit persönlichen Geschichten und Erfahrungsberichten verbinden. Allgemein gesprochen: Hass-Kampagnen sollen Menschen treffen, die sich für soziale Veränderungen aussprechen. Hass-Kampagnen sind also ein Mittel um gegen unliebsame Meinungen und Positionen vorzugehen.

Erschreckend waren und sind hier die immer noch andauernden Hass-Proteste gegen den geplanten neuen baden-württembergischen Bildungsplan, welche es sogar bis *auf die Straße* ge-

schaft haben. Die sich hier anknüpfende Diskussion über nicht heterosexuelle Lebens- und Liebesformen und deren Ablehnung – von vielen als Homophobie bezeichnet – ist hiervon die *bürgerliche* Form. Im internationalen Kontext haben die Angriffe auf Anita Sarkeesian, eine feministische Medienkritikerin und Videobloggerin, eine globale Diskussion zum Thema Sexismus und Frauenhass im Netz ausgelöst. Aber auch im deutschsprachigen Raum gibt es Misogynie und antifeministischen Hass. Erst im Juli 2014 wurde eine Hass-Kampagne gegen Elisabeth Tuider, Professorin für Gesellschaftswissenschaften an der Uni Kassel gestartet.

Hass-Kampagnen haben Methode: Verteidigung des Status Quo

Besonders brisant und leider auch überaus *wirksam* sind Hass-Kampagnen, wenn die *Gegnerschaft* tatsächlich mundtot gemacht wird. Das so genannte *Silencing* meint das *Stumm-Machen* von unliebsamen Meinungen und Diskussionsbeiträgen. Mit den bereits beschriebenen Mitteln werden Hass-Kampagnen gestartet und so auf sich äußernde Personen eingewirkt. Das ist eine enorme Einschränkung der freien Meinungsäußerung.

Das Stumm-Machen ist hier leider oft extrem wirksam, vor allem wenn auf persönlicher Ebene gehasst wird. Eine der häufigsten Reaktion bei Angriffen ist verständlicherweise Angst und Verunsicherung, was nicht selten in einem Zurückziehen resultiert, bis hin zum Offline-gehen. Diese Reaktionen sind auch allzu gut nachvollziehbar: Wer öffentlich gedemütigt und beleidigt wird, wird sich künftige Meinungsäußerungen gut überlegen und verliert die Lust am Mitdiskutieren. Und genau das ist die Strategie von Hass-Kampagne: das Zurückdrängen von unliebsamen Meinungen aus dem öffentlichen Raum und Diskurs. Alle Andersdenkenden sollen eingeschüchtert und zum Verstummen gebracht werden. So soll der Status quo *erhalten* werden und an *traditionellem* Verständnis von beispielsweise Geschlechterrollen, Sexualität, Nationalität etc. festgehalten werden.

Verletzendende Sprache in politischen und gesellschaftlichen Diskursen wird also bewusst eingesetzt um die andere Seite *auszuschalten*. Silencing

bewirkt, dass Menschen so lange befeuert werden, bis sie sich von selbst nicht mehr an Debatten und Diskussionen beteiligen. Hier wird die Machtkomponente deutlich. Es geht um Deutungshoheit in den Debatten, in der Gesellschaft. Durch Hass-Kampagnen, durch diskriminierende und gewaltvolle Sprache sollen die bestehenden Machtgefüge erhalten werden. Unsachliche Diskussionen sind also *strukturerhaltende Maßnahmen*. Ziel ist die Erhaltung des Status quo, denn Debatten, die sich nicht weiterentwickeln bringen keine Veränderungen.

Und nun? Der Kampf gegen den Online-Hass

Doch was tun? Wie kann mit dem Online-Hass umgegangen werden? Fordere deine Grundrechte ein: Niemand darf beleidigt und/oder diffamiert werden! Wenn dir das passiert, mache sofort Screenshots, kontaktiere die Moderation der Seite, des Forums, wo die Diffamierung passiert ist und stelle bei straf- und zivilrechtlich relevanten Vorkommnissen Anzeige bei der Polizei. Gerade für online aktive politische Menschen ist der Abschluss einer Rechtsschutzversicherung anzuraten, um unkompliziert gegen Beleidigung, Verleumdungen und Bedrohungen vorgehen zu können.

Darüber hinaus arbeiten viele netzpolitisch aktive Menschen anonym beziehungsweise mit Pseudonymen, um sich so vor Hass gegen die eigene Person zu schützen.

Neben den individuellen Ebenen ist Solidarität und Unterstützung der Punkt, welcher eine wirkli-

Die Politologin und Ethnologin **Johannah Illgner**, M. A. ist beruflich als PR und Social Media-Beraterin tätig und plant aktuell ihre Promotion im Themenfeld *Feministischer politischer Online-Aktivismus in Deutschland*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind vor allem Geschlechtergerechtigkeit, Antidiskriminierung und queer-feministische Themen.

che langfristige Veränderung bringt. Das bedeutet Beleidigungen und Angriffe dokumentieren, teilen und öffentlich machen; tausche dich aus. Auch das Bilden von Bündnisse beispielsweise in geschlossenen Communities oder durch Gemeinschaftsblogs, hilft weiter. Öffentlichkeit für die Hass-Thematiken kann außerdem gut über entsprechende Plattformen (z.B. hatr.org) erzeugt werden. Es gilt generell das Credo: Öffentlichkeit

schaffen, aufklären und darüber sprechen! Dies kann offline außerdem über Fachvorträge, Diskussionsrunden, aber auch durch Studien geschehen.

Für Online-Plattformen bedeutet der Kampf gegen Hass vor allen die Moderation von Diskussionen, Foren und Kommentarspalten. Nur so können diskriminierende und diffamierende Äußerungen unterbunden werden.

Und auch in der eigenen Interaktion mit Anderem im Netz, sollten Alle darauf achten einen rücksichts- und respektvollen Umgang zu pflegen. Hierdurch kann von Anfang an so kommuniziert und agiert werden, dass es gar nicht erst zu Grenzüberschreitungen kommt. Das fängt in höflichen formulierten E-Mails an und geht bis hin zu respektvollen Umgang in Diskussionen. Eine Jede und ein Jeder kann hier bei sich selbst anfangen und es so vermeiden Grenzen zu überschreiten. /

/

Das Stumm-Machen ist hier leider oft extrem wirksam, vor allem wenn auf persönlicher Ebene gehasst wird. Eine der häufigsten Reaktion bei Angriffen ist verständlicherweise Angst und Verunsicherung, was nicht selten in einem Zurückziehen resultiert, bis hin zum Offline-gehen. Johannah Illgner

Toolbox:

Verletzende Sprache angehen

Mehr Info unter
igkultur.at

